

*** Martin Schuster: Fotopsychologie. Lächeln für die Ewigkeit**

Berlin, Heidelberg, New York: Springer 1996, 278 S., ISBN 3-540-60308-5, DM 34,80

„Es gibt keine Fotopsychologie“, so könnte mein Fazit nach der Lektüre von Schusters Buch lauten. Sicher, Schuster stellt jenseits der Psychoanalyse eine Reihe von Reflexionen und Ergebnissen dar, wie die Fotografie „Verhalten und Erleben“ verändert (so die klassische Definition der Psychologie als Wissenschaft). Den Nachweis, daß die Fotopsychologie ein klar konturierter neuer Zugriff, „ein faszinierender und neuer Blick auf die Fotografie“ (S.1) sein könnte, bleibt er jedoch schuldig. Anstatt in einem schlüssigen Gedankengang einen fotopsychologischen Ansatz darzustellen, wird disparates Material auf einem Wühltisch ausgebreitet.

Wenn Schuster das Ziel benennt, „zum Verständnis der Fotografie [...] als auch zur Freude am Fotografieren“ (S.IX) beitragen zu wollen, dann wird klar, daß er sich nicht vornehmlich an ein wissenschaftliches Publikum wendet. Teilweise greift er auf „handfeste“ empirische Untersuchungen zurück, andere Male auf Fallbeispiele, von denen er sich im Sinne einer „erzählenden Psychologie“ (S.3) weniger triviale als überraschende und spezifische Erkenntnisse verspricht. Tatsächlich herausgekommen sind aber schwammige Begrifflichkeiten und zahlreiche Plattitüden wie die folgende: „Die erotischen Fotos erlauben dem staunenden Publikum zum ersten Mal eine große Anzahl nackter Frauenkörper zu sehen und zu vergleichen. Jeder (Mann) konnte nun entscheiden, welche Körperform er besonders schön findet.“ (S.116). Der Versuch, möglichst vieles zu behandeln, verleitet den Autor zu einer Oberflächlichkeit, bei der auch nicht mehr einsichtig wird, was überhaupt noch das Fotopsychologische an den Ausführungen ist. Das betrifft im besonderen Maße jene Kapitel, die sich Genres der Fotografie und dem Verhältnis von Kunst und Fotografie widmen. Den absoluten Tiefpunkt stellt das den Band abschließende Interview mit dem Maler Johannes Wickert dar,

in dem unter anderem behauptet wird, daß Autos so selten in der Malerei dargestellt worden seien, weil es der Kunst ja um die Nachahmung der „Natur“ gegangen sei!

Wenn Schuster auch nichts Neues über die Fotografien selbst zu erzählen weiß, so schreibt er doch Spannendes über ihren Gebrauch. Als eine Art persönlicher Bilderschatz dienen die privaten Fotografien dazu, die persönliche Lebenssituation und -geschichte zu vergegenwärtigen und symbolisch zu repräsentieren. Welche Fotografien wie aufbewahrt und angesehen werden, gibt Aufschluß über das Selbstbild von Personen. Die Beobachtungen über die Identitätsstiftung durch Fotografie resultieren in einem sehr sympathischen Plädoyer für eine „radikal persönliche, emotionale Fotografie [...], die Situationen, Sachen und Personen festhält, die mit eigenem emotionalen Erleben verbunden sind.“ (S.255). In der Überfülle des Buches geht dieser zweifellos anregende Gedanke leider unter. Was an der Fotografie diese symbolische Funktion ermöglicht (nämlich ihr Charakter als Spur, als Abdruck, als Indexzeichen), wird nicht thematisiert.

Das Unbefriedigendste bleibt die mangelnde Stringenz: Was eine Fotopsychologie leisten könnte, was sie wie zu erforschen hätte, wird meines Erachtens nicht entwickelt. Der Gesamteindruck ist der von Stückwerk. Daß bei einem derart unfokussierten Rundumschlag für jeden auch Interessantes abfällt, ist nicht zu leugnen. Aber ist dies nicht genau das Prinzip des Wühltischs?

Jens Ruchatz (Bergisch Gladbach)